

Eliten im Wettbewerb

Deutsche Hochschulen und die internationale Konkurrenz¹

Vortrag bei der Jahrestagung des Emmy Noether Programms der Deutschen
Forschungsgemeinschaft (DFG)

Potsdam, 25. Juli 2008

Hans N. Weiler²
Stanford University

Das Thema, das Sie sich für diesen Abend gestellt haben – „Massen-Uni vs. Elite-Uni“ – ist längst kein binnendeutsches Thema mehr. Der Wettbewerb zwischen Universitäten, die zunehmende Differenzierung von Hochschulsystemen ist inzwischen ein weltweites, ein globales Phänomen geworden. Das wissen Sie, sonst hätten Sie mich nicht eingeladen.

Deshalb bekommen Sie hier zur Einführung eine kritische Außensicht auf die internationale Wettbewerbsfähigkeit des deutschen Hochschulwesens – eine Außensicht allerdings von jemandem, der zwar seit 40 Jahren in Kalifornien lehrt und forscht, in der Zwischenzeit aber auch einer deutschen Universität in Frankfurt (Oder) auf die Beine geholfen hat und im übrigen als Gutachter der Exzellenzinitiative mehr über deutsche Universitäten gelernt hat, als er manchmal wissen wollte.

¹ Dieser Vortrag führt Überlegungen weiter, die zunächst bei einer Tagung des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft in einem Rückblick auf die Exzellenzinitiative im April 2008 in Berlin vorgestellt wurden. Der Text dieses Vortrags („Exzellenzinitiative – Der Blick von außen“) ist verfügbar unter http://www.stanford.edu/~weiler/Texts08/Vortrag_SV_Eliten.pdf. Der hier wiedergegebene Text ist eine ausführlichere Fassung des in Potsdam gehaltenen Vortrags, der aus zeitlichen Gründen um einige Passagen gekürzt werden musste.

² weiler@stanford.edu; www.stanford.edu/people/weiler.

Vor dem Hintergrund dieser Mischung aus Außen- und Innenperspektive lege ich Ihnen drei Thesen vor, die ich im Rest dieses Vortrags zu belegen und zu erläutern gedenke:

- These 1: Die internationale Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Hochschulen lässt nach wie vor sehr zu wünschen übrig.
- These 2: Die internationale Konkurrenz ist längst schon aus den Startlöchern.
- These 3: Deutschland nimmt die Situation nicht ernst genug.

These I

Die mangelnde Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Hochschulen

Meine erste These – über die nach wie vor mangelnde Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Hochschulen – geht von zwei Beobachtungen aus:

- Erstens: Die deutsche Wissenschaft hat international einen besseren Ruf als die deutschen Hochschulen; und
- zweitens: Drei kumulative und zeitgleiche Herausforderungen an das deutsche Hochschulwesen drohen die Ressourcen zu überfordern und die internationale Konkurrenzfähigkeit weiter zu gefährden.

1. Die erste Beobachtung lässt sich mühelos an zwei eindeutigen empirischen Befunden festmachen:

Auf der einen Seite stellen die ISI-Daten über Zitierungen und die Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten (ein kombinierter Index von Quantität und Wirksamkeit oder Qualität) der Leistungsfähigkeit der deutschen Wissenschaft ein eindrucksvolles Zeugnis aus – vor allem, wenn man die Sprachbarrieren in Rechnung stellt: 3. Rang in der Zahl der Zitierungen und vierter Platz in der Zahl

der Arbeiten und (besonders wichtig!) der *Zitierungen pro Arbeit* – das ist ganz klar Spitze.

In scharfem Kontrast dazu steht die internationale Geltung der deutschen Hochschulen. Auch wenn man Rankings mit einem gesunden Schuss Skepsis begegnen sollte, dann muss die Konvergenz der Daten doch bedenklich stimmen: In keinem der drei führenden internationalen Rankings kommt auch nur *eine* deutsche Hochschule auf einen der 50 vordersten Plätze – ein Ergebnis von bemerkenswerter Validität, wenn man bedenkt, dass diese drei Rankings auf recht unterschiedliche Weise und mit sehr unterschiedlichen Gewichtungen zustande gekommen sind³.

Fünf Gründe

Es lohnt sich zu fragen, woran das liegt. Aus meiner Erfahrung in der vergleichenden Analyse von Wissenschaftssystemen komme ich auf fünf Gründe (die ich hier nur nenne, über die zu diskutieren sich aber sehr wohl lohnen dürfte):

- Erstens: Hier schlägt sich massiv eine deutsche Besonderheit nieder: die nach wie vor – und trotz aller einschlägigen Reparaturarbeiten in Karlsruhe, Mainz und anderswo – weitgehende Trennung von universitärer und außeruniversitärer Forschung, für deren Entstehen es sicher gute historische Gründe gibt, die aber (vor allem im Vergleich zu anders strukturierten Wissenschaftssystemen wie dem amerikanischen) für die *Hochschulen* jedenfalls eindeutig reputationsschädigend ist.

³ Mir sind natürlich die Rechnungen von Herrn Zechlin bekannt, nach denen sich im Shanghai Ranking unter den ersten 500 Universitäten 40 deutsche finden, und Deutschland damit zusammen mit Großbritannien den 2. Platz hinter den USA – mit 168 unter den ersten 500 – einnimmt (ich verdanke den Hinweis auf diese Berechnungen meinem Kollegen Daniel Fallon von der Carnegie Corporation). Ich gebe dabei allerdings auch zu bedenken, (a) dass der Abstand zu den USA auch in dieser Gruppe der 500 enorm ist und dass (b) der Urheber des Shanghai Rankings selbst erhebliche Zweifel an der Validität der Rangfolge unterhalb der ersten fünfzig geäußert hat (Vortrag von J. Merisotis bei einer Tagung des CHE in Berlin im Juni 2008).

- Zweitens: Deutsche Hochschulen gelten international (und auch hier trotz mancher positiver Entwicklungen der jüngeren Zeit) nicht als besonders leistungsfähige Betreiber von Wissenschaft, und zwar im wesentlichen aus zwei Gründen:
 - o Zum einen wegen ihrer immer noch, trotz aller Fortschritte, relativ bescheidenen Autonomie und selbständigen Handlungsfähigkeit (ein Thema, das sich wie ein roter Faden etwa durch die hochschulpolitische Berichterstattung des *Economist*, aber auch durch die Stellungnahmen von sachkundigen Beobachtern wie Mitchell Ash⁴ und Daniel Fallon⁵ oder auch durch meine eigenen Arbeiten⁶ zieht), und
 - o zum anderen wegen der Unterentwicklung angemessener und forschungsfreundlicher Governance- und Managementstrukturen (Stichworte flache Hierarchien, Anreizregelungen, kurze Entscheidungswege, Differenzierung des wissenschaftlichen Personals usw.).
- Drittens: Ein ausgesprochen hochschulfreundliches System der Forschungsfinanzierung in Deutschland, in dem jahrzehntlang den ohnehin schon unterfinanzierten Hochschulen zugemutet wurde, nicht nur die *indirekten* (aber einem Forschungsvorhaben unmittelbar zuzurechnenden) Kosten, sondern auch einen Teil der *direkten* Kosten aus eigenen Mitteln zu tragen und damit *de facto* für die erfolgreiche Einwerbung von Forschungsgeldern bestraft zu werden. Ich habe, sicher nicht als erster und nicht als einziger, mein erstes Plädoyer für eine echte

⁴ Mitchell G. Ash, The Humboldt Illusion. The Wilson Quarterly, Autumn 2006 (http://www.wilsoncenter.org/index.cfm?fuseaction=wq.essay&essay_id=202993); ders., Bachelor of What, Master of Whom? The Humboldt Myth and Historical Transformations of Higher Education in German-speaking Europe and the US. European Journal of Education, Vol. 41, No. 2 (2006), 245-267.

⁵ Daniel Fallon, Germany and the United States, Then and Now: Seeking Eminence in the Research University (Paper presented at a symposium on „The Crisis of the Publics“, Berkeley, CA, March 26, 2007).

⁶ Siehe u.a. Hans N. Weiler, Profil – Qualität – Autonomie: Die unternehmerische Universität im Wettbewerb. Zeitschrift für Hochschulrecht, Hochschulmanagement und Hochschulpolitik, 5. Jahrgang, Heft 2 (April 2006), 39-46 (http://www.stanford.edu/~weiler/Texts05/Wien_Vortrag_045.pdf).

Vollkostenfinanzierung in der deutschen Forschungsförderung vor fünfzehn Jahren bei einer Vorstandssitzung des Stifterverbandes gehalten (im Beisein des damaligen Präsidenten der DFG, der ob meines Plädoyers nachgerade verzweifelt war, weil dann – so seine Sorge – die DFG noch weniger fördern könne); es hat jedenfalls eine unvertretbar lange Zeit gedauert bis jetzt, mit der Exzellenzinitiative, eine erste (und viel zu bescheidene) Kursänderung erfolgt ist.

- Viertens: Ich bin kein Experte für die Reform föderaler Regierungssysteme, aber ich weiß, dass die internationale Wissenschaftsforschung den kollektiven Kopf schüttelt ob der Auswirkungen der jüngsten Föderalismusreform für die internationale Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Hochschulen. Dazu wird im nächsten Teil noch etwas zu sagen sein, aber soviel ist sicher: Was immer die sonstigen Vorzüge der Föderalismusreform in Deutschland sein mögen – für den Hochschulstandort Deutschland verspricht sie zu einem Fiasko zu werden.
- Fünftens schließlich: Ein im Grunde wissenschaftsfeindliches Dienstrecht und Personalmanagement, das an mindestens drei Stellen einem ohnehin personell unterkritisch ausgestatteten Wissenschaftssystem wertvolle Personelle Ressourcen entzieht:
 - o Am Beginn einer wissenschaftlichen Laufbahn durch eine sträfliche Verzögerung des Eintritts in die wissenschaftliche Selbständigkeit: Weder die Habilitation noch auch die bisherige Praxis der Juniorprofessur stellt eine produktive und sachgerechte Form der Überführung von der wissenschaftlichen Ausbildungsphase in die Phase eigenständiger wissenschaftlicher Tätigkeit dar.
 - o In der Spätphase wissenschaftlicher Biographien zwingt ein unbegreiflich starres Dienstrecht die Hochschulen dazu, sich leistungsfähiger und erfahrener (und unter Gesichtspunkten der Ausbildungskapazität dringend gebrauchter) Wissenschaftler zu einem völlig arbiträren Zeitpunkt (nämlich der Erreichung des 65.

Lebensjahres) zu entledigen – völlig ungeachtet ihrer intellektuellen, mentalen und physischen Leistungsfähigkeit!⁷

- Und schließlich: Die deutsche Wissenschaft hat längst noch nicht in ausreichendem Maße verstanden, sich das personelle Potenzial zunutze zu machen, das außerhalb der deutschen Grenzen heranwächst und bei dem sich andere Länder reichhaltig bedienen. Nehmen Sie nur ein Indiz für die Rendite einer (trotz 9/11) nach wie vor offenen Politik der Rekrutierung ausländischer graduate students und Wissenschaftler in den USA: den ständig steigenden und inzwischen auf ein Viertel angestiegenen Beitrag ausländischer Wissenschaftler zum Gesamtvolumen internationaler Patentanmeldungen aus den USA.

2. Meine zweite Beobachtung zu den Defiziten in der internationalen Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Hochschulen hat mit der eigentümlichen und überaus folgenschweren Tatsache zu tun, dass genau zur gleichen Zeit drei massive und kumulativ wirksame Herausforderungen auf das deutsche Hochschulwesen zukommen, von denen jede einzeln genommen schon erhebliche Ansprüche an die Ressourcen des Gemeinwesens stellen würde, die zusammen genommen aber eine schier nicht zu bewältigende Belastung darstellen. Dass diese drei Herausforderungen nun nahezu zeitgleich auftreten ist, wie der Wissenschaftsrat zweifelsfrei gezeigt hat, die unmittelbare Folge vergangener Versäumnisse: der chronischen Unterfinanzierung der deutschen Hochschulen angesichts steigender Studentenzahlen und steigender Forschungskosten sowie eines zunächst allzu leichtfertigen Umgangs mit den Folgen der schon lange abzusehenden demographischen und Arbeitsmarktentwicklungen in Deutschland.

⁷ In der New York Times war neulich eindrucksvoll von Edward O. Wilson zu lesen, dem bedeutenden Biologen in Harvard, der mit 79 Jahren seine Rolle in Forschung und Lehre voll ausfüllt. Ich halte mich mit einer Stellungnahme zur Regelung der Nachfolge von Gesine Schwan an der Viadrina zurück, aber zumindest *diese* Schallmauer der so genannten Altersgrenze ist mit der Ernennung von Herrn Pleuger (67) durchbrochen worden.

Die drei Herausforderungen sind Ihnen allen hinreichend geläufig:

a) Erstens wird Deutschland dem internationalen Wettbewerb der Hochschulen zunehmend Rechnung tragen und dem ersten, relativ sehr bescheidenen Schritt der Exzellenzinitiative nicht nur eine Verstetigung dieses Schritts, sondern weitere erheblich ausgeweitete Schritte folgen lassen müssen. Ich werde noch darauf zu sprechen kommen, welche Anstrengungen die internationale Konkurrenz bereits unternimmt. Dem gegenüber nehmen sich eine oder auch zwei oder drei Exzellenzinitiativen sehr bescheiden aus. Die etwas herablassende Bemerkung des *Economist* zur Exzellenzinitiative, dass hier an einer „teutonischen Ivy League“ gebastelt würde, ist zwar gehässig, aber nachvollziehbar⁸.

Ich bin gerne bereit, mich eines Besseren belehren zu lassen, aber ich sehe außer frommen und wohlklingenden Absichtserklärungen der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz (GWK) und einem Tagesordnungspunkt für den Bildungsgipfel im Herbst dieses Jahres – alles, wohlgemerkt, bislang ohne Bezifferung eines finanziellen Volumens – noch keine belastbare Aussicht selbst für die Verstetigung der gegenwärtigen Exzellenzinitiative – obwohl die Prognosen für die Auswirkungen einer Nicht-Verstetigung gerade auf die frisch gebackenen Elite-Universitäten katastrophal wären.

b) Zweitens wird Deutschland dringend dem Bedarf heutiger und zukünftiger Arbeitsmärkte nach hochqualifizierten Arbeitskräften Rechnung tragen müssen, und das vor dem Hintergrund mittelfristig dramatischer Einschnitte in die Demographie. Der Wissenschaftsrat hat hierzu bereits vor einigen Jahren, mit meiner bescheidenen Beteiligung, eine sorgfältige Empfehlung vorgelegt, der inzwischen der so genannte Hochschulpakt eher schlecht als recht – will sagen: in völlig unzureichendem Ausmaß – Rechnung zu tragen versucht. Auch dieser Pakt harrt noch der Ausweitung über 2010 hinaus – für genau die Zeit nämlich, in

⁸ The Economist, September 10, 2005, p. 14.

der angemessener Kapazitätswachst, auch wegen des doppelten Abiturjahrgangs, wirklich teuer wird⁹.

c) Drittens schließlich, und davon war schon die Rede, muss die Forschung an den Hochschulen nicht nur dem Umfang nach, sondern der Struktur nach eine Förderung erfahren, die forschungsintensive (und damit international konkurrenzfähige) Hochschulen nicht für ihre Forschungsstärke bestraft. Im Klartext: die Vollkostenfinanzierung für Forschungsvorhaben an Hochschulen muss sich nicht nur verstetigen, sondern sie muss auch auf der Basis einer sauberen Analyse der *tatsächlichen* indirekten Kosten realistisch bemessen werden. Das wird mit Sicherheit über 20 Prozent hinausgehen; bei den amerikanischen Forschungsuniversitäten liegt dieser Satz, sorgfältig berechnet und regelmäßig von der amerikanischen Bundesregierung beglaubigt, zwischen 50 und 60 Prozent.

Jede einzelne dieser Herausforderungen erfordert den Einsatz massiver öffentlicher und wahrscheinlich auch in erheblichem Maße privater Ressourcen. Meine These ist, dass diese drei Herausforderungen in ihrem zeitlichen Zusammentreffen und ihrer kumulativen Wirkung für eine entscheidende Verbesserung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Hochschulen denkbar schlechte Voraussetzungen schaffen.

These II

Die internationale Konkurrenz ist längst schon aus den Startlöchern

Die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Hochschulen ist die eine Seite der Medaille; die Situation der Konkurrenten in diesem Wettbewerb ist die andere. Darum geht es in diesem zweiten Teil – aber auch hier nur auszugsweise mit einem kurzen Blick auf Skandinavien, China und Indien und die USA. Ich will

⁹ Uwe Schlicht, Hochschulpakt geht in die zweite Runde. Der Tagesspiegel, 19. März 2008.

damit u.a. zeigen, dass die hierzulande übliche Fixierung auf die amerikanische Konkurrenz zwar nicht unberechtigt, aber doch höchst unvollständig ist: der internationale Wissenschaftswettbewerb hat inzwischen eine ganze Reihe recht potenter Akteure – vor allem, wenn man sich Zuwachs- und Aufwandsraten anschaut.

Dazu zunächst im Überblick einige ausgewählte Daten unterschiedlicher Art – sieben zentrale Indikatoren für die Entwicklung und Unterstützung des Hochschul- und Wissenschaftssystems. Ich habe mir dazu eine kleine Stichprobe aus fünf Ländern ausgewählt – Finnland, Deutschland, Schweden, Großbritannien und die USA, plus die jeweiligen Durchschnittswerte für die Gesamtheit der OECD Länder:

- Investitionen in Wissen 1994 und 2003 (eine Kombination von Ausgaben für Forschung und Entwicklung, Hochschulen und die Software-Entwicklung, bereinigt um Überschneidungen)
- Anstieg der Bildungsausgaben für das gesamte Bildungswesen und das tertiäre System von 1995 bis 2004, wo die Ausgangsbasis von 1995 gleich 100 gesetzt ist
- Öffentliche, private und gesamte Bildungsausgaben als % des BIP (2004)
- Anstieg der Studienanfängerquoten von 1998 bis 2005 (also des Anteils der einschlägigen Altersgruppe, die ein Studium aufnimmt)
- Anstieg in der Zahl der Studierenden, also das Delta zwischen 1995 und 2004
- Veränderungen im Anteil der Hochschulabsolventen an der Erwerbsbevölkerung von 1991 bis 2005, und schließlich
- Migrationssaldo von Hochschulabsolventen (innerhalb der OECD), hier nur für D, GB, die USA und die OECD-Länder insgesamt.

Das Ergebnis wird Sie nicht überraschen, ist in dieser Eindeutigkeit und Konkordanz jedoch bemerkenswert: Bei so gut wie allen Indikatoren

(ausgenommen den Migrationssalden) nimmt Deutschland sowohl in den absoluten Werten wie in den Deltas, also in den Zuwachsraten, eine deutlich abgeschlagene Position ein (bei den Investitionen in Wissen in knapper Konkurrenz mit Großbritannien)¹⁰.

1. Skandinavien

In diesen Daten wird schon sichtbar, eine wie nachdrücklich zunehmende Rolle die nordischen Länder spielen. Das wird an einigen anderen Indikatoren noch deutlicher. Das Weltwirtschaftsforum erstellt seit einiger Zeit einen sehr aufschlussreichen Index der Wettbewerbsfähigkeit von 131 Ländern; der von 2007-2008 ist vor einigen Monaten erschienen¹¹. Der Index aggregiert eine Vielzahl von Indikatoren von Wettbewerbsfähigkeit; dabei sind die einzelnen Indikatoren bisweilen aufschlussreicher als das Gesamttaggregat.

Im Gesamtindex steht Deutschland an 5. Stelle nicht schlecht da, obwohl die skandinavischen Länder schon einen auffallend starken Anteil an der Spitzengruppe und Wettbewerber wie Japan, Großbritannien und Frankreich schon abgehängt haben. Interessanter aber wird die Sache, wenn man sich die Indikatoren ansieht, auf die es bei der Einschätzung künftiger Wettbewerbsfähigkeit besonders ankommt. Der Indikator „Higher Education and Training“ – also Ausbildung auf Hochschulebene – gibt schon ein erheblich anderes Bild, in dem die nordischen Länder klar an der Spitze liegen und

¹⁰ Ich gebe bereitwillig zu, dass es in diesen Datensätzen hier und da durchaus Probleme der Vergleichbarkeit aufgrund unterschiedlicher Zuordnungen gibt. Gerade deshalb ist es mir wichtig, mein Argument über den Rückstand der deutschen Politik mit einer Mehrzahl von Indikatoren zu stützen. Im übrigen kann man in diesem Zusammenhang nur der Feststellung des neuesten Bildungsberichts der Kultusministerkonferenz zustimmen, in dem hinsichtlich eines dieser Indikatoren festgestellt wird: „Die internationalen Unterschiede zwischen den Studienanfängerquoten sind so groß, dass sie nicht allein durch die national variierende Zuordnung von Ausbildungsgängen zu Institutionen erklärt werden können.“ (Autorengruppe Bildungsberichterstattung, Bildung in Deutschland 2008, S. 119)

¹¹ World Economic Forum, The Global Competitiveness Report 2007-2008 (www.gcr.weforum.org).

Deutschland nur noch auf Platz 20 landet. Noch dramatischer wird es, wenn es um die Grundschulausbildung (in Verbindung mit dem Indikator „Gesundheit“) geht: Auch da führen die nordischen Länder, und Deutschland schafft es gerade noch auf Platz 40.

2. China und Indien

Die Wettbewerber, an denen Deutschland sich zu orientieren hat, sind inzwischen zunehmend auch in Asien zu finden; es wäre ein verhängnisvoller Fehler, hier den Blickwinkel auf die europäische oder amerikanische Konkurrenz zu beschränken. Der Economist, in einem Beitrag mit dem bezeichnenden Titel „How Europe fails its young“ – Wie Europa seine Jugend im Stich lässt – kommt nach einem Hinweis auf die Entwicklungen im indischen und chinesischen Hochschulwesen zu dem Schluss: „Forget about catching up with America; unless Europeans reform their universities, they will soon be left in the dust by Asia as well“¹². Das mag übertrieben klingen, aber es stützt sich auf bedenkenswerte Tatsachen: In China haben sich allein in den letzten fünf Jahren die Zahl der öffentlichen Hochschulen, die Zahl der Studierenden, die finanziellen Mittel und die Nutzfläche der Hochschulen um Faktoren erhöht, die zwischen 100 und 300 Prozent liegen – ganz zu schweigen von den privaten Hochschulen, die sich in fünf Jahren um über 1000 Prozent vermehrt haben¹³. Und bei der chinesischen Variante der Exzellenzinitiative wird richtiges Geld investiert.

Das indische Parlament hat soeben den Haushalt für das Jahr 2008 beschlossen, in dem die Bildungsausgaben um 20 Prozent gegenüber dem Vorjahr ansteigen. Die *National Knowledge Commission*, eine hochrangig besetzte und politisch überaus einflussreiche Kommission zur Gestaltung der

¹² „Es ist müßig, Amerika einholen zu wollen – wenn Europa seine Hochschulen nicht reformiert, dann werden sie bald auch von Asien in den Schatten gestellt.“ The Economist, September 10, 2005, p. 14.

¹³ Chronicle of Higher Education, May 19, 2006.

künftigen indischen Wissensgesellschaft, hat eine Erhöhung der Zahl der Hochschulen von derzeit 350 auf 1500 empfohlen, darunter 50 Elite-Universitäten – ein Vorschlag, der in Indien kontrovers, aber ernsthaft erörtert wird¹⁴. Probleme haben in dieser rasanten Entwicklung beide Länder allemal, aber es liegt auf der Hand, dass dort nicht nur die jetzigen und zukünftigen Einkäufer europäischer Auto-Nobelmarken (z.B. Jaguar) und nicht nur die bevorzugten künftigen Standorte internationaler Unternehmen¹⁵, sondern auch die Zentren wissenschaftlicher Exzellenz und Konkurrenzfähigkeit von morgen zu finden sind¹⁶.

3. USA

Aber wenn von Wettbewerb die Rede ist, wird man natürlich auch von der amerikanischen Konkurrenz sprechen müssen. Dabei werden von Anfang an zwei Dinge ohne weiteres konzediert: Erstens, es ist auch dort nicht alles Gold, was glänzt¹⁷; und zweitens, auch dort sind Eliteeinrichtungen nicht der Normalfall. Aber Wettbewerb bedeutet nun einmal, dass man sich an den Besten orientieren muss.

Aber es sind ja nicht nur die Stanfords und die Harvards und die Berkeleys, die die USA im internationalen Wissenschaftswettbewerb zu einem so formidablen Konkurrenten machen. Auch das Wissenschaftssystem in seiner Gesamtheit ragt

¹⁴ National Knowledge Commission, Report to the Nation 2006. New Delhi: National Knowledge Commission, 2007 (<http://knowledgecommission.gov.in/report2006/default.asp>).

¹⁵ In einer Umfrage unter 834 internationalen Unternehmen fand Ernst & Young heraus, dass China und Indien als Wunsch-Standort eindeutig an der Spitze liegen, mit einigem Abstand gefolgt von Russland, den USA, Polen und Deutschland (Spiegel-Online, „Der Glanz des Westens verblasst“, 5. Juni 2008). Siehe dazu auch Roger Cohen, „The World is Upside Down“ in der *New York Times* vom 2. Juni 2008 sowie das neue Buch von Fareed Zakaria, *The Post-American World* (New York: Norton, 2008) mit dem eingängigen Motto „the rise of the rest“.

¹⁶ Hans N. Weiler, *Higher Education in India: Reflections on Some Critical Issues* (2007) (http://www.stanford.edu/~weiler/Texts07/Notes_on_Indian_Higher_Education.pdf).

¹⁷ Hans N. Weiler, *Es ist nicht alles Gold, was glänzt: Pathologies of American Higher Education* (2003) (http://www.stanford.edu/~weiler/IIE_Paper.pdf).

weit über die Konkurrenz hinaus – ich verweise noch einmal etwa auf die Daten über Investitionen in Wissen und die internationalen Migrationssalden.

Aber mir kommt es hier nicht nur auf diese Pauschalwerte an, sondern auch noch auf ein anderes Merkmal der politischen Ökonomie des amerikanischen Wissenschaftssystems, das mir schlechterdings entscheidend für seine Rolle im globalen Wissenschaftswettbewerb zu sein scheint: die Synergie zwischen öffentlicher Wissenschaftsförderung und privater Philanthropie. Beides kann man natürlich sehr schön an eindrucksvollen Datensätzen zeigen: von den Zahlen über die Höhe und die (mit wenigen Ausnahmen zweistelligen) Zuwachsraten der Wissenschaftsförderung durch die amerikanische Bundesregierung (aus der die Hochschulen jährlich rund 25 Milliarden Dollar an Forschungsgeldern gewinnen, Stanford allein weit über eine Milliarde jährlich) über die angemessene Berücksichtigung indirekter Kosten bis zu dem Volumen von Spenden, die amerikanischen Hochschulen Jahr für Jahr aus privater Hand zufließen.

Ich will aber stattdessen zwei Beispiele herausgreifen, die dieses Zusammenwirken von staatlicher Forschungsförderung und privater Philanthropie besonders deutlich machen. Das erste Beispiel ist ein Gesetz, das die demokratische Mehrheit im amerikanischen Kongress noch im Sommer 2007 verabschiedet hat und das als „America COMPETES Act“ (Amerika stellt sich dem Wettbewerb) in die Gesetzesbücher eingegangen ist. Das zweite Beispiel ist eine Spendenkampagne, die meine eigene Universität, die Stanford University, im Sommer 2007 gestartet hat – den so genannten „Stanford Challenge“.

a) Der America COMPETES Act¹⁸ verdankt sein Zustandekommen genau derselben Sorge um internationale Wettbewerbsfähigkeit, die auch die Exzellenzinitiative in Deutschland ausgelöst hat. Er beruht auf einem bemerkenswerten Bericht der Nationalen Akademien der USA aus dem Jahre

¹⁸ Offiziell der „The America Creating Opportunities to Meaningfully Promote Excellence in Technology, Education, and Science Act (COMPETES)“ (H.R. 2272) (http://science.house.gov/legislation/leg_highlights_detail.aspx?NewsID=1938).

2005, der den bezeichnenden Titel trägt „Rising Above the Gathering Storm“ (dem aufziehenden Gewittersturm zuvor kommen) und sieht u.a. die Verdoppelung des Budgets der National Science Foundation, die Förderung innovativer Technologieforschung und die Einstellung von 25.000 neuen Lehrern in Naturwissenschaft, Mathematik und Fremdsprachen vor. Hierfür plant das Gesetz ein zusätzliches Fördervolumen von 33,6 Mrd. Dollar für drei Jahre - das ist selbst bei fallenden Dollarkursen und auf fünf Jahre umgerechnet das Äquivalent von rund 20 Exzellenzinitiativen *made in Germany*.

b) Auf der Seite der privaten Philanthropie wirbt eine Universität wie Stanford normalerweise schon im Jahr über eine halbe Milliarde Dollar an Spenden ein, von denen ein Teil in den laufenden Haushalt, ein beträchtlicher Teil aber in den weiteren Aufbau des Kapitalstocks („Endowment“) fließt (hier ein Überblick über die Größenordnungen, um die es dabei geht). Vor einem Jahr beschloss Stanford, ausdrücklich im Interesse der internationalen Wettbewerbsfähigkeit der Universität, eine besondere Fundraising-Kampagne zu starten mit dem Ziel, über einen Zeitraum von fünf Jahren 4,3 Mrd. Dollar an neuen Spenden einzuwerben, um gezielt Spitzenforschung zu fördern, die Qualität der Ausbildung an Schulen und Hochschulen zu verbessern und ein Schwerpunktprogramm zur Erforschung gesellschaftlicher Kernprobleme in Gesundheit, Umwelt und Sicherheit zu finanzieren¹⁹.

Fürwahr ein ehrgeiziges Ziel. 4,3 Mrd. Dollar sind auch in Amerika richtiges Geld. Das eigentlich Bemerkenswerte aber war, dass die Universität zum Zeitpunkt der Ankündigung dieser Kampagne verkünden konnte, dass 2,1 Mrd. Dollar an Spenden bereits zugesagt seien.

Ich hatte vor nicht allzu langer Zeit bei einem Abendessen Gelegenheit, mit John Hennessy, dem Präsidenten der Stanford University, über die Exzellenzinitiative zu sprechen und ihm auch von den überaus positiven Erfahrungen zu berichten,

¹⁹ <https://pgnet21.stanford.edu/get/layout/tsc/TheStanfordChallenge?indexredir=r>

die ich dabei über die Wettbewerbs- und Mobilisierungswilligkeit der deutschen Hochschulen gemacht hatte. Er hat sich das alles interessiert angehört, meinte dann aber, dass die europäischen Hochschulen – bei aller Anerkennung ihrer Bemühungen um Reform – wohl *einen* grundlegenden Fehler machten: sie gingen davon aus, dass die amerikanische und die sonstige Konkurrenz derweil auf der Stelle träte; das aber wäre, so meinte er, ein gründlicher Irrtum. Was ich über das Zusammenwirken von staatlicher und privater Wissenschaftsförderung berichtet habe zeigt, wie recht er hat: Wenn man Spenden (einschließlich der Erträge aus dem Stiftungsvermögen) und die staatliche Forschungsförderung zusammen nimmt, macht das für Stanford im Haushaltsjahr 2005/06 fast zwei Milliarden Dollar oder rund zwei Drittel des Gesamthaushalts aus.

These III

Deutschland nimmt die Situation nicht ernst genug

Ich habe mit diesen kurzen Streiflichtern auf die Konkurrenz versucht zu zeigen, wie anspruchsvoll der Wettbewerb ist, dem sich die deutschen Hochschulen zu stellen haben. Dass dieser Wettbewerb für die Einlösung des Anspruchs, die Wissensgesellschaft und Wissenswirtschaft von morgen zu verwirklichen (Lissabon lässt grüssen), schlechterdings entscheidend ist, bedarf sicher keiner weiteren Begründung.

Diesem Wettbewerb geht Deutschland allerdings mit erheblichen Defiziten entgegen. Wie erheblich diese Defizite sind, kann man aus der jüngsten vergleichenden Bilanz der OECD Punkt für Punkt ablesen:

- “Deutschland fiel bei den Qualifikationen im Tertiärbereich vom 10. auf den 22. Platz zurück.”
- “Seit 1995 hat sich die Zahl der Studierenden im Tertiärbereich in Deutschland um 5% erhöht, im OECD-Mittel dagegen um 41%.”

- “In den Ingenieurwissenschaften ist die Absolventenquote unter das Niveau der Bestandssicherung gefallen.”
- “Die Abschlussquote ... stieg in Deutschland von 14% (2000) auf 20% (2005), im OECD-Mittel dagegen von 20% auf 36%.”
- “Die Studienanfängerquote stagniert in Deutschland, und die geringe Zahl von Schulabgängern begrenzt das Potenzial.”
- “Im Verhältnis zum BIP bleiben Investitionen in Bildung in Deutschland hinter dem OECD-Gesamtwert zurück.”²⁰

Als diese Daten im vergangenen Jahr veröffentlicht wurden, war in den deutschen Gazetten zu lesen, die Verantwortlichen für Bildung und Wissenschaft in Bund und Ländern hätten einmütig diese Daten als Beleg dafür angesehen, dass die deutsche Politik auf dem richtigen Wege sei.

Ich enthalte mich eines Kommentars – und fasse statt dessen noch einmal zusammen, wo ich die zentralen Defizite der deutschen Situation sehe:

- Eine im Umfang unzulängliche und hinsichtlich der Dauer und Verlässlichkeit unsichere Finanzierung von wissenschaftlicher Exzellenz an den Hochschulen
- Ein weder der Demographie noch dem Arbeitsmarkt noch der Ausbildungsqualität gerechter Hochschulpakt (der im Ergebnis die Hochschulen dazu zwingt, zwischen quantitativ und qualitativ angemessener Ausbildung und internationaler wissenschaftlicher Wettbewerbsfähigkeit zu wählen)
- Ein immer noch inadäquates und nicht auf der Basis solider Kostenrechnungen erstelltes System der Forschungsfinanzierung für Hochschulen – vor allem hinsichtlich der tatsächlich den Hochschulen durch ihre Forschungstätigkeit entstehenden indirekten Kosten

²⁰ OECD, Education at a Glance 2007, passim (<http://www.oecd.org/dataoecd/4/55/39313286.pdf>); hier zitiert nach “Bildung auf einen Blick 2007 – OECD Briefing Notes für Deutschland”, 18. September 2007.

- Die mangelhafte Erschließung zusätzlicher personeller Ressourcen für die Wissenschaft (vor allem durch
 - o die zügigere Hinführung junger Wissenschaftler zu selbständiger und selbstverantwortlicher wissenschaftlicher Arbeit,
 - o die Relativierung und Flexibilisierung starrer Altersgrenzen zur besseren Nutzung des Potenzials von rüstigen wissenschaftlichen „Ruheständlern“, sowie
 - o die sehr viel aktivere Gewinnung ausländischer Wissenschaftler, vor allem über attraktive Graduierten- und Postdoc-Programme und großzügigere Bleiberegelungen für erfolgreiche Absolventen.